

Jan
De Cock

• HOTEL •
PRISON

Tagebuch einer
außergewöhnlichen
Weltreise

+ KUNTH +

·HOTEL·
PRISON

Jan
De Cock

• HOTEL •
PRISON

Tagebuch einer
außergewöhnlichen
Weltreise

•

+ KUNTH +

INHALT

| | |
|---|-----|
| ÜBERSICHTSKARTE | 6 |
| UNTERSUCHUNGSHAFT | 9 |
| Mildernde Umstände | 12 |
| Verfahren | 14 |
| Abschied | 15 |
| HOTEL PRISON | 19 |
| Karibu in Kenia | 19 |
| Uganda, nichts wie ran | 26 |
| Sorgen in Ruanda | 35 |
| Schwarz-weißes Simbabwe | 46 |
| Südafrika stiehlt das Herz | 61 |
| Huhn mit Bohnen in Lesotho | 69 |
| Harmonisches Madagaskar | 76 |
| Von Pontius zu Pilatus in Namibia | 85 |
| Galeonen aus Ghana | 98 |
| Fröhliche Weihnachten in Burkina Faso | 102 |
| Frohes neues Jahr in Benin | 109 |
| Untertauchen in Russland | 118 |
| Störrisches Baltikum | 130 |
| Slowenische Häftlinge löschen deutsches Feuer | 135 |
| Von Zügen und Tricks in Rumänien | 139 |
| Türkisches Obst und türkischer Hunger | 143 |
| Russische Eier in Dubai | 153 |
| Hochzeit in Pakistan | 159 |
| Indien Zindabad | 166 |
| Das angekettete Thailand | 178 |
| Eine Eidechse in Laos | 192 |
| Der Mandelbaum in Vietnam | 199 |
| Geißblatt in Kambodscha | 210 |
| Chinesische Nelken | 216 |
| Japan, aufgehende Sonne und schweigende Söhne | 224 |
| Kaffeepause in Indonesien | 235 |
| Verlorene Schafe in Australien | 238 |

| | |
|---|---------|
| Das tapfere Schneiderlein von Neuseeland | 250 |
| Jails und Prisons im hohen Norden und im Wilden Westen | 256 |
| Entführung in Mexiko | 285 |
| Unter Strom in Guatemala | 296 |
| Luftballons in El Salvador | 305 |
| Nicaragua „en rose“ | 313 |
| Happy Birthday Costa Rica | 318 |
| Brot und Wasser in der Dominikanischen Republik | 329 |
| Haiti auf Matratzen | 337 |
| Der Postbote von Kolumbien | 349 |
| Torschuss mit Kater in Peru | 352 |
| Unter Auftragskillern und Drogenbaronen in Bolivien | 359 |
| Brasilien–Belgien: 1:1 | 367 |
| Vom Tango zum Walzer in Argentinien | 374 |
| Von einem Schwein mit langer Rüsselschnauze in Chile | 379 |
| AUF BEWÄHRUNG ENTLASSEN | 385 |
| Jarvis | 387 |
| Danksagung | 393 |





UNTERSUCHUNGSHAFT



Diese Geschichte fing in Chile an, als ich vorhatte, nach mehrjähriger Arbeit als Entwicklungshelfer nach Belgien zurückzukehren. Das Hilfsprojekt für Leim schnüffelnde Straßenkinder war so gut wie abgeschlossen, und ich hatte noch zwei Monate bis zur Abreise. Da ich mich in den vorangegangenen Jahren mehr und mehr für Strafgefangene eingesetzt hatte, hatte ich im Knast ein zweites Zuhause gefunden. Weil ich wissen wollte, wie es ist, eine Nacht auf der anderen Seite der Gitter zu verbringen, die Angst, die Kälte, die Pritsche zu spüren, meldete ich mich beim Gefängnisdirektor von Talca. Ob er mich nicht eine Zeit lang einsperren könne? Er blickte mich entgeistert an und meinte, er hätte in seiner fünfundzwanzigjährigen Karriere schon einiges erlebt, aber so was sei ihm noch nie untergekommen. Er wolle es seinen Vorgesetzten in Santiago vorlegen. Zwei Tage später bestellte er mich in sein Büro.

„Hermano Juan, problemas. Ich muss den Behörden gegenüber verantworten können, dass jeder Häftling in dieser Anstalt auch wirklich etwas auf dem Kerbholz hat. Vielleicht lässt sich da etwas regeln.“

„Wie meinen Sie das, Señor Direktor?“

„Sie könnten eine Straftat begehen, hermano Juan. Und sei es nur eine kleine, eine winzig kleine.“

„Was schwebt Ihnen vor?“

„Oh, por ejemplo, eh, Sie könnten ein Huhn stehlen.“

„Und was kriege ich dafür?“, frage ich etwas unschlüssig.

„Oh, lo mínimo, hermano Juan, das Minimum. Fünf Jahre.“

Der Einwand, meine Aufenthaltserlaubnis sei nicht so lange gültig, fruchtete nicht, und so zerschlug sich dieser Plan.

Aber seitdem hat mich der Gedanke nicht mehr losgelassen. Und die sporadischen Besuche im Zentralgefängnis von Leuven bei denen, die erst Fremde im doppelten Sinn des Wortes waren, nämlich ausländische Strafgefangene, und die später Freunde wurden, verstärkten diesen Traum nur noch.

Ursprünglich hatte ich vorgehabt, mich ein Jahr lang in eine einzige Haftanstalt einsperren zu lassen und ein Buch darüber zu schreiben. Doch der Rumäne meinte, die Gefängnisse in seinem Land seien ganz anders als die belgischen, und der Nigerianer fragte mich, ob ich schon afrikanische Gefängnisse gesehen hätte. Um der kulturellen Vielfalt einigermaßen gerecht zu werden, änderte ich mein Vorhaben: Die Aufenthalte würden kürzer sein, die Eindrücke facettenreicher.

Hinzu kommen der Briefwechsel mit und die Besuche bei ehemaligen Häftlingen. Die Erfahrung, dass die Liebe und Anteilnahme von Angehörigen und Freunden die beste Voraussetzung für eine gelungene Resozialisierung ist, macht mich zum leidenschaftlichen Verfechter der bedingungslosen Hinwendung zu Gefangenen und aller Projekte, die den Kontakt ermöglichen. Ich weiß natürlich, dass dies kein Allheilmittel ist. Ich weiß auch, dass die Befolgung des christlichen Gebots, Gefangene zu besuchen, noch keinen guten Menschen macht, wie es umgekehrt auch gute Christen gibt, die noch nie einen Häftling besucht haben und es auch nie tun werden.

Meine Sympathie für Strafgefangene ist ganz allmählich gewachsen. Ihre Geduld und Großzügigkeit, ihre beispiellose Gastfreundschaft und die Freude, mit der sie mich immer wieder in ihren Zellen empfangen, waren harte Lektionen. Mit echtem brasilianischem Kaffee, mit chilenischen Empanadas oder venezolanischen Pfannkuchen, mit chinesischem Krupuk und chinesischen Tränen drückten sie ein ums andere Mal aus, was sie nicht in Worten zu sagen vermochten. Ihr Vertrauen war grenzenlos. Daran sollte man sich ein Beispiel nehmen.

Als ich Schulen und Gruppen besuchte und ihnen Geschichten über die kleinen Leimschnüffler erzählte, hatte ich den Saal mühe-los auf meiner Seite. Arme Straßenkinder kommen immer gut an. Für Strafgefangene gilt das weniger. Es sei denn, sie sitzen in Ländern der Dritten Welt hinter Gittern, sind politische Gefangene, werden unmenschlich behandelt, sind zweifellos unschuldig oder werden von Amnesty International unterstützt. Aber wie steht es mit dem „gewöhnlichen“ Kriminellen, der sich die Suppe selbst eingebracht hat?

Ich weiß nicht, ob es von Mut zeugt, im Belgien der Dutroux-Ära zu behaupten, auch in einem Verbrecher stecke ein guter Mensch. Zumindest ist dies meine Erfahrung.

Die Identifikation mit Menschen hinter Gittern wird für mich immer eine Herausforderung und gleichzeitig eine Enttäuschung bleiben. Gelingen wird es mir wohl nie ganz.

Ach ja, manche meinen, wir seien alle irgendwie Gefangene, doch etwas anderes ist es, im Treibsand des Verbrechens und der Reue zu stecken, den Sumpf der Prozesse – auch wenn sie auf sich warten lassen – zu durchqueren, durch die Tunnel der Isolation und der Einsamkeit, der Angst und der Unsicherheit zu kriechen, die Hölle der Unfreiheit zu erleiden... Auch nach fünfzehn Jahren Engagement ist dies für mich immer noch schwer zu begreifen.

Kann ich trotzdem einen Versuch wagen? Stimme der Stimmlosen sein? Ein Menetekel an die Wand malen? Und als „Unschuldiger“ in die Gefängniswelt eintauchen?

Konkret bedeutet das, dass ich zwölf Monate lang auf fünf Kontinenten von Knast zu Knast ziehe, um über dem Geschepper der Blechnäpfe und dem Plärren der Lautsprecher das Herz der Gefangenen dieser Welt klopfen zu hören. Um in Hütten oder auf Dachböden ihrer Familien zu übernachten. Exhäftlinge inmitten ihrer Angehörigen zu erleben oder von Gott und der Welt verlassenen vorzufinden. Zu entdecken, wie es Belgien und anderen Ausländern in Gefängnissen ergeht. Und vor allem nicht zu verschweigen – vielmehr laut zu bezeugen –, dass weltweit Tausende unschuldig eingesperrt sind.

Aber auch wenn das nicht der Fall ist. Ohne für das Drama der Opfer und Hinterbliebenen blind oder unempfindlich zu sein – auch sie will ich auf meiner Reise besuchen –, bin ich fest davon überzeugt, dass ein Dieb, ein Vergewaltiger, ein Mörder, ein Bankräuber, ein Terrorist, ein Wiederholungstäter, ein Geldwäscher, Drogenschmuggler, Vandal, Hooligan... ein neues Leben anfangen kann und die Gelegenheit dazu bekommen muss. Ein Krimineller ist – was immer er verbrochen hat – anders, als seine Tat vermuten lässt. Wenn ich nicht glaube, dass ein Gefangener „Mensch“ bleibt, höre ich selber auf, Mensch zu sein.



MILDERNDE UMSTÄNDE

Was ich hier berichte, habe ich mit Leib und Seele, mit Haut und Haar erlebt. Manche Gefangenen baten mich ausdrücklich, dies oder jenes aufzuschreiben, „Botschafter“ ihrer Ohnmacht zu sein, zu berichten, wozu sie selber nicht in der Lage sind. Während sie ein Forum bekommen (ihre Ideen über alternative Strafen, über Rechtsprechung, Drogen, Liebe sind bedenkenswert), versuche ich mich in die Situation eines Häftlings in Kampala, St. Petersburg oder Bangkok zu versetzen.

Ihre Geschichten gebe ich so getreu wie möglich wieder. Manche Namen habe ich auf ausdrücklichen Wunsch oder aus Sicherheitsgründen geändert. Ihre wirklichen Namen und vor allem die Sprache ihrer Augen haben sich mir für immer eingepägt.

Der Grund ihrer Haft wird zwar erwähnt, ist aber nicht vorrangig. Dies könnte der Bericht eines einzigen Häftlings sein, schuldig oder unschuldig, könnten seine Erfahrungen mit Strafe und Reue, Hoffnung und Verzweiflung sein. Zugleich ist es jedoch die Geschichte Hunderter Individuen, ihres Lebens, ihrer augenblicklichen Situation und ihrer Hoffnungen. Wie unterschiedlich Gefängnisse auch sind, welche Einschränkungen oder Privilegien auch in ihnen gelten mögen, dies haben alle Häftlinge gemeinsam: Sie sind allesamt ihrer Freiheit beraubt worden.

Dieses Buch ist ein Buch der zufälligen Begegnungen mit Menschen, von denen ich vermute, dass ihr Weg den meinen kreuzen musste, im oder unterwegs zum Gefängnis. Es sind Momentaufnahmen, Interviews, Lebensgeschichten. Dieses Buch ist keine Abhandlung über den Strafvollzug auf dem Balkan oder eine Aufzählung von Menschenrechtsverletzungen in asiatischen Haftanstalten. Ich hüte mich davor, aus der Tatsache, dass ich ein paar Nächte in einer Zelle verbrachte, voreilige Schlüsse zu ziehen. Mit vielen Details und Kapiteln ließe sich dieses Buch erweitern, auch mit gegenteiligen Erfahrungen und Beobachtungen. Im Namen der Gefangenen bin ich für jede Ergänzung dankbar. Denn ein Buch wie das vorliegende ist nie abgeschlossen.

Es war oft schwierig, überhaupt Zugang zu einer Haftanstalt zu bekommen. Man findet auf diesen Seiten viele Beispiele dafür. Ebenso wie für die vielfältigen Abenteuer in Zügen und auf Straßen. Ich begegne ihnen, den Schurken und Spitzbuben, den Halunken und Schelmen. Manchmal bin ich eine leichte Beute, manchmal entwische ich ihnen. Doch der Weg weist immer vorwärts.

Der Blick ist natürlich der eines Belgiers. Ein Togolese würde sich über die Gleichgewichtskünste afrikanischer Frauen, die Kanister voll Wasser oder Obstkörbe auf dem Kopf balancieren, kaum wundern. Ein Russe würde kein Wort über eisige Kälte verlieren. Aber ich wette, dass jeder Mensch, zu welcher Nation er auch gehört und welche Sprache er auch spricht, vom Kern der Dinge getroffen wird.

Das Resultat ist eine bunte Mischung aus Sehnsüchten und Hoffnungen, aus Berufung und Abenteuerlust sowie Freude an fremden Kulturen. Dieses Buch erzählt von Freundschaft und menschlichen Beziehungen über viele Jahre, es berichtet von Unsicherheit, Überheblichkeit und Ehrgeiz, von Selbstzweifeln und Bestätigung, von Wanderschaft und dem einfachen Leben. Und der stillen Hoffnung, dass die Erfahrung uns alle, auf welcher Seite der Gitter wir uns auch befinden, diesseits oder jenseits der Zäune, Tore und Riegel, des Stacheldrahts und des Elektrozauns, mit oder ohne Fesseln und Handschellen, zu freieren Menschen macht.

Zeig mir deine Gefängnisse, und ich sage dir, wie demokratisch dein Land ist.



VERFAHREN

Wie geht man an ein solches Abenteuer heran?

Bei den Vorbereitungen habe ich immer die Gefangenen vor Augen gehabt, von denen sich keiner auf seine Inhaftierung vorbereiten kann.

Richard aus Peru zum Beispiel lebte mit seiner Frau und zwei Kindern in den Slums von Lima. Sein Bruder hatte Aids, und für Medikamente war kein Geld da. Eines Tages machte ihm jemand ein verlockendes Angebot. Wenn er ein Päckchen nach Italien bringe, könne er sich tausend Dollar verdienen. Richard rechnete sich aus, dass er seinen Bruder davon eine Weile versorgen könnte und auch noch etwas für seine Familie übrig bliebe. Er machte sich also an einem Wochenende auf den Weg, im Koffer ein Päckchen und im Herzen die Zuversicht, dass er am Montag wieder zu Hause sein würde. Schon bei der Zwischenlandung in Zaventem wurde er erwischt, landete in den Gefängnissen von Vorst und Saint-Gilles und später im Zentralgefängnis von Leuven. Sein Bruder konnte die Medikamente in den Wind schreiben, seine Frau musste betteln gehen. Richard bekam seine Dollar nicht und verlor seine Stelle. Und der Drogenhändler? Er ward nicht mehr gesehen. Es ging Richard wie vielen ausländischen Häftlingen. Keiner von ihnen ist auf die Monate oder Jahre der Inhaftierung vorbereitet. Sie verstehen die Sprache der Gefängniswärter nicht, müssen sich an das Klima und die belgische Küche gewöhnen.

Wie ernsthaft habe ich diese weltweite Erkundung der Gefängnisse geplant? Diesmal keine Lonely-Planet-Reiseführer. Stattdessen die nötigen Impfungen. Keine ausgeklügelte Reiseroute. Stattdessen eine Reiseversicherung. Kein Sprachstudium. Stattdessen die Zuversicht, dass es schon gut gehen wird, dass ich zumindest mit heiler Haut davonkommen werde.

Ach ja, und ich tue noch etwas Praktisches. Ein Jahr vor der Abreise tauche ich in die Fitness-Welt ein, schwimme viel. Ich gehöre zwar zu den gesunden Naturen, meine Physis kann aber durchaus einen

Schubs gebrauchen. Ab und zu schlafe ich auf dem Fußboden. Ein Bett ist für viele Häftlinge in vielen Ländern ein Traum.

Ich habe mehr als hundert Konsulate und Botschaften kontaktiert. Sie zeigten sich interessiert, luden mich zu einem Gespräch ein, reichten meine Anträge an die zuständigen Instanzen in ihrem Land weiter, rieten mir ab („Wir können nicht für Ihre Sicherheit bürgen“ oder „Monsieur, Sie sind verrückt!“), oder sie reagierten erst gar nicht.

Dann habe ich NGOs angeschrieben, Institute und Kirchen, die im Strafvollzug tätig sind.

Und ich setzte auf ein drittes Pferd. Die Kontakte, die ich im Lauf der Jahre durch Freundschaften und Recherchen geknüpft hatte, kamen mir jetzt zugute. So konnte ich Gruppierungen und Leute vor Ort für meine Sache einspannen. Ich frage mich, ob mir dieses Unternehmen ohne dieses weltweite Freundschaftsnetz überhaupt gelungen wäre.

Auf Grund der Reaktionen und Zusagen habe ich die Länder ausgewählt und die Reiseroute zusammengestellt. Nur in Pakistan, wo ich unbedingt hin wollte, hatte ich noch keine Knast-Unterkunft gefunden, aber das wird sich schon noch ergeben, das spürte ich.

Es wurde eine Reise ins Ungewisse. Aber es war für mich eine Chance zu erfahren, woran ich eisern glaube: Wohin ich auch kommen mag, in welche entlegenen Winkel der Erde, da, wo Menschen sind, „riskiere“ ich, Göttliches zu erleben. Man gibt, was man bekommt, man bekommt, was man gibt: Sie nennen es Liebe.



ABSCHIED

Ein großer Rucksack voll Sommer- und Wintersachen, für Weihnachten in Westafrika und Polen im Winter. Aber wozu braucht man eigentlich einen Kleiderschrank auf dem Rücken? Mit zwei Jeans und drei Unterhosen kommt man durchs Leben und rund um die Welt.

Zwei Dinge trage ich am Körper: einen Bergkristall und eine drei Zentimeter große Muttergottes aus Platin. Das eine baumelt an meinem Hals. Das andere befand sich viele Jahre in der Handtasche meiner Mutter – und ist nun in meiner Hosentasche. Talismane oder Segenswünsche von zu Hause.

Außerdem habe ich im Handgepäck die Filzstift-Zeichnung einer Nichte (ein Schutzengel), etwas zum Lesen und was man sonst so bei sich hat: Adressbuch, Kaugummi, Kugelschreiber. Und einen Stein. Den trage ich auch mit mir herum. Der Symbolik wegen. Ein Freund hat ihn vor Monaten aus einem chilenischen Fluss gefischt, ihn umklammert, wenn es ihm schlecht ging, und mir anvertraut, unter der Bedingung, dass ich ihn nächstes Jahr in Chile, auf der letzten Station meiner Reise, dem Fluss zurückgebe.

Außerdem stecke ich ein paar Luftballons ein, eine Angewohnheit aus meinen Jahren in Chile. In der Metro in Santiago hörte ich einmal ein kleines Mädchen Zetermordio schreien, nachdem ihr Ballon zwischen den Türen zerplatzt war. Zufällig hatte ich noch einen Ballon von der letzten Geburtstagsparty bei mir.

Und dann habe ich noch ungefähr sechzig Gemälde in Postkartengröße. Alberto, ein spanischer Häftling des Leuener Zentralgefängnisses, hat sie gemalt. Ich kann schwerlich ein Jahr lang mit belgischen Meeresfrüchten oder Leonidas-Pralinen herumziehen, deshalb werde ich hier und da eines dieser Kunstwerke zurücklassen. „Als Zeichen unserer Solidarität“, wie der Künstler meinte.

Alberto ist nicht irgendwer. Als seine Eltern ihn dieses Jahr zum ersten Mal besuchten, war das auch für mich eine läuternde Erfahrung. Sein Vater José war Chef der Guardia Civil und höchster Sicherheitschef während des Papstbesuchs in Spanien gewesen. Jetzt saß sein eigener Sohn hinter Gittern. Es war nicht mehr wichtig, ob Alberto sein Geld als Dragqueen verdient, ein anarchistisches Theaterstück geschrieben oder in London mit Drogen ge-dealt hatte. Bei einer Tüte Chips und einer Cola lernten Vater und Sohn sich neu kennen. Ihr Zusammensein in der modern-kühlen Cafeteria des Gefängnisses war von Toleranz und Offenheit ge-

prägt. Mutter Marichus Glaube an die Unschuld ihres Sohnes war durch nichts zu erschüttern. Mit ihrer Güte drückte sie der Begegnung einen Stempel auf, mit ihren feuerrot bemalten Lippen einen Kuss auf Albertos Stirn. Leider konnten sie seine Zelle nicht sehen. Nach Monaten tiefer Depression hatte Alberto sich auf seine Kreativität besonnen. Aus der Druckerei, in der er arbeitete, nahm er sich Papier- und Kartonabfälle mit. Vor die Kloschüssel spannte er eine Schiebetür aus Papierschnitzeln. Leuchter, Rahmen für seine Malereien und ein chinesischer Miniaturtempel für die Maus, die er sich inzwischen als Haustier hielt, brachten Farbe in die Zelle. Hier war ein Künstler eingesperrt, dessen Kreativität und Liebe zum Leben nicht klein zu kriegen waren.

Auf dem Flughafen Zaventem in Brüssel hole ich das Päckchen Tickets ab. Lose für vierzig Häfen auf dieser Erdkugel. Noch so makellos wie mein Laptop und das Heft für meine Erlebnisse. Ich blase die Kerze Flandern aus.

*Die Welt ist ein Buch,
wer nie reist,
sieht nur eine Seite davon.*

(Augustinus, 354–430)



HOTEL PRISON



KARIBU IN KENIA

Ein Anruf nach Belgien, der erste und letzte. Obwohl noch nicht einmal neun Uhr abends, ist es gar nicht so einfach, einen Ort zu finden, wo man ein internationales Telefongespräch führen kann.

„Vielleicht doch“, sagt ein junger Taxifahrer, „Richtung Bahnhof, aber da würde ich zu dieser Zeit nicht mal meine Schwiegermutter hinschicken.“

Ich habe keine Schwiegermutter, also lasse ich mich nicht abschrecken. Nachdem ich zehn Minuten gelaufen bin, wird die Straßenbeleuchtung allerdings noch schummriger. Die Wolkenkratzer von Nairobi lösen sich im pechschwarzen Himmel auf. Ich gehe schneller. Es wird wohl an meiner Fantasie liegen, als ich Schritte im gleichen Rhythmus höre. Schatten links und rechts, vor mir und hinter mir verraten die Anwesenheit von fünf, sechs Leuten. Jetzt bin ich mir sicher: Ich werde verfolgt.

Ich denke an einen Vorfall zurück, der vor zwei Jahren geschah, als ich in Antwerpen von genauso vielen Typen verdrochen wurde. Ich sah nur noch Sternchen und Vögelchen. Ein blaues Auge und gebrochene Rippen verhinderten, dass ich die Jungen fragen konnte, was jemanden dazu treibt, auf eine wehrlose Person einzutreten.

Ich will ziemlich abrupt die Straße überqueren, denke aber nicht daran, dass man in Kenia links fährt. Der Schrei einer Frau rettet mir das Leben, und wenn ich mich nicht so schnell wie möglich hätte verdrücken wollen, hätte ich ihr mitten auf der Straße einen

Kuss gegeben. Ich spüre, dass meine Verfolger auch die Straße überqueren. Ich bin umzingelt. Ich betrachte meine Tasche, in der die Flugscheine für das ganze Jahr stecken, die Reiseschecks und der Pass mit den Visa vieler Länder. Was bin ich doch für ein naiver Idiot!

Plötzlich schweben links und rechts zwei Engel nieder.

„Hi, I'm Anthony and this is Jayne. Wissen Sie, dass Sie verfolgt werden?“ Ich starre entgeistert in zwei himmlische Gesichter, die unleugbar die reinste Güte ausstrahlen.

„Ääh, es war mir auch schon aufgefallen.“

„Wir liefen ein Stück hinter dir und merkten, dass sie es auf dich abgesehen haben. Als sie auch hinter dir über die Straße gingen, waren wir uns sicher. Jayne meinte sofort, wir müssten dir helfen.“

„Thank you. So kind of you. Ich war nur auf der Suche nach einem Telefon.“

Die Engel wollen mich begleiten. Wie zwei Bodyguards nehmen sie mich in die Mitte und halten Wache, während ich telefoniere. Wieder draußen kann ich gleich in ein *Tuk-Tuk* steigen, eine Art motorisierte Rikscha, die sie in der Zwischenzeit organisiert haben. Sie bestehen darauf, mich wohlbehalten vor der Jugendherberge abzuliefern. Diese bedingungslose Fürsorge rührt mich.

„Darauf trinken wir einen Tusker“, schlägt Anthony vor. Wir stoßen auf das gute Ende an und auf den Gründer der Brauerei, den anno 1922 ein Elefant auf seine Stoßzähne genommen hatte. Anthony und Jayne laden mich zur ihrer Hochzeit im nächsten Jahr ein und unterhalten mich mit zahllosen Geschichten über die verschiedenen Riten und Bräuche des Kikuyu-Stamms, zu dem sie gehören. Mit Schadenfreude reagiert Jayne auf Anthonys Berechnung, wie viele Kühe und Ziegen er als Brautschatz aufbringen muss.

Die Begegnung mit den beiden hat etwas Geheimnisvolles. Schon ihretwegen hat es sich gelohnt, nach Kenia zu kommen. Ein gutes Omen – von Engeln und Menschen beschützt. *Karibu*, willkommen in Kenia. Liebe Welt, here we come!



„Hi“, sagt ein gut gelaunter Mann im Schlafsaal, „I’m Rex from the Philippines.“

„Aha“, rufe ich übermütig, „das Land, das zweihundert Jahre in einem Kloster verbracht hat und danach fünfzig Jahre in Hollywood!“ Rex ist ein junger Priester, der hier an einem internationalen Treffen teilnimmt.

„Manila? Cebu? Luzon?“, frage ich ihn, als hätte die philippinische Geographie keine Geheimnisse für mich.

„Pakistan“, prustet er.

„Pakistan?“, horche ich auf.

„Ja“, sagt Rex, „ich komme aus Manila, aber ich arbeite schon seit fünf Jahren als Missionar in Pakistan. Und du? Du hast hier in Kenia bestimmt eine Safari gebucht.“

„Wenn Zebras im Knast sitzen...“, und ich erzähle Rex, warum ich hier bin.

„Das trifft sich gut. Ich hoffe, Pakistan liegt auch auf deiner Route.“

„Wieso?“

„Na ja, ich besuche die Häftlinge in Karachi und Hyderabad.“

Für Rex ist es eine ausgemachte Sache, dass er mich in Karachi empfangen wird, obwohl ich erst in vier Monaten und zu einer unmöglichen Nachtzeit ankommen werde.



Ich rufe Joseph an, den Taxifahrer, der mir gestern erzählte, er könne mich mit einem befreundeten Gefängniswärter in Kontakt bringen. Zur verabredeten Zeit stehe ich beim Kreisverkehr – und mir dabei die Beine in den Bauch, denn die Herren lassen auf sich warten. Staub hüllt mich ein. Vehikel, die in Belgien nicht mal durch die Hintertür den TÜV passieren würden, stoßen schwarze Auspuffwolken aus. Nach einer knappen Stunde kreuzt ein zerknautschter Joseph zu Fuß auf und bringt mich zu der Stelle, wo er sein Auto abgestellt hat. Darin sitzen zwei Männer, der eine sieht

etwas einfach gestrickt aus, und der andere – mit Handy und Sonnenbrille, deren eines Glas zerbrochen ist – zu grotesk herausstapelt, um glaubhaft einen Gefängniswärter abzugeben. Er entschuldigt sich auch gleich, er sei kein Wärter, sondern „Polizeichef“. „Es ist besser, wenn wir an einen geheimen Ort fahren“, tun sie kund.

Ich suche noch nach einem Argument gegen diesen Vorschlag, als sie mir mit der Mitteilung, es handle sich nun mal um eine delikate Angelegenheit, schon die Autotür öffnen. Einige Gassen weiter biegt der Wagen auf einen Parkplatz ein, der zu einer Art Urwald-Lokal gehört. Die Kellnerin wird mit dem Hinweis „später“ weggeschickt. Wir sind schließlich nicht zum Vergnügen hier. Die lädierte Sonnenbrille verschwindet, das Handy wird zum Schweigen gebracht, und ich entspanne mich etwas. Der „Polizeichef“ möchte zunächst einmal darauf hinweisen, dass er Christ sei. Wie achtzig Prozent der Bevölkerung? Dann sind wohl die restlichen zwanzig daran schuld, dass Kenia in der weltweiten Rangliste der Korruption den dritten Platz einnimmt?

„Sie sind also Student und wollen einen Artikel über den Tod von sechs Häftlingen in Thika letzte Woche schreiben?“, fragt der Chef. Und das, obwohl mich Joseph als „Journalist einer britischen Zeitung“ vorgestellt hat. Ich bekomme nicht die Gelegenheit zu widersprechen.

„Das ist beileibe keine Bestechung, aber bestimmte Informationen muss man kaufen.“ Er verspricht mir freien Zugang zu allen Strafanstalten in Nairobi, das Frauengefängnis inklusive. Sogar zum Hochsicherheits-Gefängnis. Er muss lachen, als ich frage, ob man da auch übernachten kann, aber dann spielt er seine Rolle weiter. „Warum nicht, aber das kostet natürlich eine Stange Geld“, sagt er, nicht ohne schauspielerisches Talent zu zeigen. Er könne noch nicht genau sagen, wie viel, aber meine Universität oder meine Zeitung würden doch solche Ausgaben einkalkulieren. Joseph macht aus seinem Herzen keine Mördergrube; sein Preis steht fest. Er werde den Chauffeur für den „Kommissar“ spielen, der morgen alle Papiere bringen werde. Aus dem Studenten ist jetzt ein freier Journalist geworden.

„Vorauszahlung ist am besten.“ Das hätte er nun nicht sagen sollen, denn damit bringt er sich um den letzten Rest Glaubwürdigkeit, den ich ihm noch einräumte. Ich will möglichst rasch raus aus

dem Lokal, dieser ganzen Situation entrinnen. Inzwischen hat es angefangen zu regnen. Auch die Kellnerin trollt sich. Das Quartett fährt mit quietschenden Reifen davon. Für mich ist es ein schwacher Trost, dass wir wieder zu unserem Ausgangspunkt zurückfahren, denn die Schauspieler präsentieren mir die Rechnung. Die Beträge, die sie nennen, sind schwindelerregend. Ich handle tausend Schillinge herunter, und mit dem Versprechen, sie anzurufen, schlage ich die Autotür und dieses Kapitel zu.



Einen Blick hinter die Mauern eines kenianischen Gefängnisses zu werfen, ist alles andere als einfach. Seit drei Tagen bin ich auf der Suche nach dem richtigen Mann am richtigen Ort. Jetzt bin ich auf dem Weg zum Büro der kenianischen Menschenrechtskommission. Ich fahre holpernd in dem *Matatu* – die frivole Bezeichnung für einen Bus – zum anderen Ende der Stadt. Eine Sardinenbüchse auf Rädern. Immer wenn man glaubt, das Wägelchen ist voll (zwanzig Leute in einer Kiste für neun), geschieht das Unmögliche. Es stoppt, und noch jemand zwingt sich hinein. Der letzte Fahrgast, eine Dame, muss sich allerdings mit einem Stehplatz begnügen, wobei ihr Hinterteil aus dem Fenster ragt. Die Idee, zur „Human Rights Commission“ zu gehen, stammt von Marcel, einem stoischen Niederländer, der für das afrikanische Forschungszentrum in Leiden arbeitet. Er hatte mir auch gesagt, dass ich mich auf Wambui Kimathi verlassen könne, aber verschwiegen, dass sie die schönste Frau Ostafrikas ist. Sie berichtet über Kenia, über Gefängnisse, über Landkonflikte, über die Brutalität mancher Polizisten. Dass sie und ihre Gruppe schon seit Jahren versuchen, mit einem ihrer Projekte in die Gefängnisse zu kommen, tröstet mich. Es wird wohl auch mir nicht gegönnt sein. Aber Wambui gibt mir den Namen und die Telefonnummer eines politischen Häftlings, der letzte Woche entlassen wurde. Und das Gedicht eines Ex-Gefangenen aus dem „Naivasha Prison“.

„A prison is a different Kenya
Another Kenya.

When inside, you just see the sun move across the sky
not knowing where it has come from nor where it is going.
A single day feels like ten years.
I ask you, what kind of country do you think is like that?“

Hesbon Mwangi Ng'ang'a



Ich folge Wambuis Tipp und mache mich auf die Suche nach dem Büro der RPP, der „Released Political Prisoners“.

Ich werde an Grace verwiesen. Wenn sie lacht, entblößt sie Zähne, so gelb wie der geröstete Mais, den man auf der Straße verkauft. Sie trägt eine Adidas-Mütze, die nur notdürftig die reiche Lockenpracht verbirgt und einem aus dem Lot geschlagenen Lampenschirm ähnelt. Grace bringt mich zu Kabathi, der gerade freigekommen ist. Er erzählt im Eiltempo. „Vor zwei Wochen wurde ich mit einundsiebzig anderen während einer Feier verhaftet. Die Anklage lautete: „verbotene Versammlung“. Die Polizei brach das Tor auf und trieb uns mit Tränengas und Gewehren auf die Ladepritsche eines Lastwagens. Für 50000 Schillinge (das entspricht 625 Dollar) hätte man sich freikaufen können, aber so viel hat niemand. Die vier Frauen kamen ins Frauengefängnis, die 67 Männer in den Hochsicherheitstrakt zu den wirklich schweren Ganoven. Wir mußten uns mit einem Dutzend anderer eine Zelle von 2,5 Quadratmetern teilen. Es gab nur zwei alte Matratzen. Es war unmenschlich.“

Auch Kabathi hält meine Mission für aussichtslos. „Die UNO“, sagt er, „hat einmal versucht, einen Bericht über den Strafvollzug in Kenia zu verfassen. Als man ihr nach langem Drängen schließlich die Gefängnisse öffnete, fand sie sehr viele Matratzen vor, aber nur wenige Häftlinge.“

„Wir haben mit Hungerstreik gedroht, wenn wir nicht zwei Mahlzeiten statt einer bekämen“, sagt Kabathi. „Nach zwei Tagen gab man uns morgens einen Klacks *ugali*, gemahlene Mais, und abends eine Hand voll Bohnen. Für zwanzig Zellen – rechne mal aus für wie viele Häftlinge – gab es zwei Klos. In den zwei Wochen

unserer Inhaftierung wurden sie kein einziges Mal sauber gemacht. Die medizinische Versorgung war schlecht. Jeder Häftling bekommt Shorts und ein T-Shirt. Das muss reichen, auch wenn er sechs Jahre verbüßt. Wer keine Decke hat, die er sich überwerfen kann, muss eben nackt herumlaufen. Seife? Zahnpasta? Undenkbar! Es sei denn, man kann einen der Wärter bestechen. Die armen Teufel verdienen schließlich nur 4500 Schilling im Monat, etwa 80 Dollar. Wer verurteilt wurde, wird kahl geschoren. Mit demselben Rasiermesser wie hundert andere vor ihm.“ Was die Behauptung, die ich heute Morgen in einem Zeitungsinterview mit dem Gefängnisdirektor las, HIV-infizierte Häftlinge hätten sich angesteckt, bevor sie in die Haftanstalt kamen, etwas zweifelhaft erscheinen lässt.

„Nachts“, erzählt Kabathi weiter, „kann man das Marihuana riechen. Der x-te Beweis, dass Gefängniswärter eine kleine Bestechung nicht verschmähen. Und im Kamiti-Gefängnis sind statt 1500 Gefangenen jetzt 3500 eingesperrt! Durchschnittlich sterben dort zwei Menschen täglich. 101 wurden zum Tode verurteilt; manchen wird schon seit zwölf Jahren jeden Tag mitgeteilt, dass sie am nächsten Morgen aufgehängt werden.“

Grace erzählt, wie man Frauen dort behandelt. „Wir mussten uns bei der Ankunft nackt ausziehen“, sagt sie und man spürt, dass es ihr peinlich ist. „Dann bekam man eine Art Operationskittel. Es wimmelte von Flöhen. Aber im Gegensatz zu den Männern bekamen wir drei Mal täglich was zu essen: *ujipo* (eine Art Haferbrei), *ugali* (Maisbrei) und Bohnen.“

Verlegen erwähnt sie, dass die Matratzen Löcher hatten, weil die Frauen die Füllung verwendeten, wenn sie ihre Tage hatten. „Es gab nichts anderes.“

Sie erzählt von einer schwangeren Frau, die während der Entbindung mit einer Kette ans Bett gefesselt wurde. Neunzig Prozent der Frauen seien unschuldig. Sie wühlt in einem Schrank und gibt mir ein T-Shirt mit einem Appell als Aufschrift, Gefangene nicht zu unterdrücken. Und für mein Buch bekomme ich noch einen Kugelschreiber, auf dem *Wafungwa wana baki zao* steht – Gefangene haben auch Rechte. Als hätten wir ein Freundschaftsspiel ausgetragen, schenke ich ihr dafür einen Kuli meines Reisebüros.



Am letzten Tag in Kenia klappere ich noch eine Dienststelle nach der anderen ab, vielleicht gelingt es mir ja doch noch, ins Gefängnis zu kommen. Aber als Beamte mich im vierten Stock eines Hochhauses ans Fenster winken und vor dem Panorama von Nairobi auf ein Gebäude zeigen – „Nein, nicht das ganz rechts, das gelbe, zwei Blocks neben dem Hotel don't know which“ –, in dem sich ein gewisser Abraham Kamakil aufhalte, den ich schon seit einer Woche nicht ans Telefon bekomme, weiß ich, dass ich Kenias Gefängnisse nie mit eigenen Augen sehen werde.



UGANDA, NICHTS WIE RAN

Fünf Pakistaner machen Scherereien auf dem Flughafen. „Einfach, weil sie Pakistaner sind.“ Ich registriere deutlich die Vorurteile des Sicherheitspersonals. Anthrax klingt auf Kiswahili genauso wie auf Niederländisch oder Deutsch. Aber auch bei mir piept der Detektor an der Hosentasche. Die Heilige Jungfrau Maria, verdammt!



Wer sich eine Stunde zuvor noch in Nairobi aufhielt, dem erscheint Uganda wie eine blühende Oase. Noch feucht vom Morgenregen, ist alles noch grüner als sonst. „Kampala steht unter Wasser“, weiß Nicole zu berichten. Mit hochgekrempten Hosenbeinen ist sie zum Auto gewatet, mit dem wir nun auf der linken Fahrspur in die Stadt fahren. Seit vier Jahren arbeitet sie ehrenamtlich in einer Kinderkrippe. Sie wohnt in einem Hotel auf der anderen Straßenseite, für das sie vorläufig keinen ugandischen Schilling mehr zahlt, nachdem man ihr die Vorhänge aus dem Zimmer gestohlen hat. Diebstahl und Korruption sind gang und gäbe in Uganda. Nicole zeigt mir die Hotelterrasse, wo einem Nachtwächter vor kurzem die Schuhe geklaut wurden. Er wurde

morgens wach, sein Gewehr noch zwischen den Beinen, aber ohne Schuhe.

Unter einem Sonnenschirm trinken wir unser erstes Bell, das lokale Bier. Seliges Afrika! Und es gibt noch andere Delikatessen. Heuschrecken beispielsweise. Die Saison hat angefangen, und für fünfhundert Schillinge bekommt man eine Hand voll gerösteter „grashoppers“.

Ich genieße Afrika in vollen Zügen, als ich durch die ungepflasterten Straßen und Gassen schlendere. Zwei Jungen ziehen einen aus Fässern und Stöcken zusammengebastelten Karren, der jeden Augenblick auseinander zu fallen droht, aber für sie ist er ein Wunder auf Rädern. Im Schatten eines Bananenbaums rührt eine Frau in einem Topf, der auf dem Boden steht. Etwas weiter schläft ein Mann in einem Sessel von der Sorte, die sein Bruder gerade eifrig zusammensammelt.



Nicole und ich haben uns mit Louis verabredet, einem Kongolesen, der mich – koste es, was es wolle – über die Grenze bringen will. In einem Büro, in dem gelbe Benzinkanister, kaputte Schemel und ein uralter Kopierer herumstehen, will Louis seinen Clan von dem bevorstehenden Besuch der Belgier benachrichtigen; die eine will einen Blick in ein Kinderheim werfen, der andere ein Gefängnis besuchen.

Die Nachricht verbreitet sich, dass in Bunia geschossen wird. Abends stellt sich dann heraus, dass Louis' Bruder bei einem Raubüberfall ums Leben gekommen ist und dass die Brücken über den Fluss unpassierbar sind. Auch der Kongo fällt somit ins Wasser.



Ich bleibe in Kampala und entscheide mich für den direkten Weg. Ich gehe forsch zur Polizeiwache und erkundige mich nach dem nächsten Gefängnis. Jemand schreibt mir den Namen Luzira auf.

Es fällt mir nicht schwer, den Bus zu finden, der mich in die Nähe von Luzira bringt. Allerdings will der Fahrer so lange warten, bis sein Karren voll ist. Die anderen Fahrgäste murren, als sie merken, dass sie an der Nase herumgeführt werden. Sobald jemand einsteigt, verlässt ein anderer den Bus. Anscheinend besteht ihr Job darin, den Anschein zu wecken, dass der Bus fast voll ist und fast abfahrbereit.

Jemand zeigt mir den Hintereingang des Gefängnisses, vor dem ein schlafender Soldat sitzt. Er trägt die Störung seiner Mittagsruhe mit Fassung und kümmert sich auch nicht um das Huhn, das an seinen Stiefeln pickt. Ich erkundige mich nach dem Weg zum Haupteingang, und als wäre ich der Milchmann, lässt er mich durch. Junge, Junge. Da sieht man mal wieder. Denkt ein Mensch, er müsse Stempel und Papiere vorzeigen, damit sich die Mühlen der Bürokratie überhaupt in Gang setzen, passiert er ungehindert den ersten Kontrollposten. Auf dem Gelände sehe ich Wächter und ihre Familien. Sie wohnen in einfachen Blechhütten, einige um einen Mangobaum herum angeordnet. Ich sehe ein paar uniformierte Männer, sie sind außer den Kindern die Einzigen, die den Weißen, der zwischen ihren Hütten durchgeht, überhaupt beachten. Nachdem ich das Wärterdorf durchquert habe, gilt es, eine härtere Nuss zu knacken. Hier stehen „echte“ Wachposten. Hinter Maschendraht hocken Männer in beigen Shorts, sicher die „echten“ Gefangenen. Ich grüße den ersten Wächter so locker, als würde ich ihm die Grüße seiner Liebsten ausrichten. Aus der Gesäßtasche ziehe ich den Freibrief, den der Direktor und der Gefängnisgeistliche in Leuven noch kurz vor meiner Abreise unterschrieben hatten. Eine solche Kollage aus Unterschriften und Stempeln macht Eindruck, und der Pförtner mit dem rasselnden Schlüsselbund verschwindet zum Kommandanten. Er ist im Handumdrehen wieder da und öffnet mir das Tor. Ich darf direkt ins Büro des Chefs. Dieser sitzt mit gefalteten Händen in einem frisch gestrichenen, aber sonst kahlen Raum, als hätte er seit seiner Amtsernennung vor zehn Jahren, mit der seine steile Karriere begann, nichts anderes getan als dagesessen und gewartet. Staatspräsident Museveni schaut aus seinem Fotorahmen zu.

„Sie haben einen schönen Garten“, lache ich breit. Mister James ist zutiefst beglückt. Er sehe keinerlei Problem in einem Besuch des

Gefängnisses, schlage aber vor, mir das vom Assistant Commissioner of Prisons in Kampala absegnen zu lassen. Er beordert seinen Vize herbei, der meine Dokumente wieder aus dem Safe holen muss, in den sie bereits eingeschlossen waren. Es ist halb vier. Es widerspräche zwar der afrikanischen Gepflogenheit, aber ich mache mir trotzdem Hoffnung, noch rechtzeitig die zuständige Person zu erreichen, bevor sie zum Wochenende aufbricht. Die Straße mit den Ministerien ist einfach zu finden, und obwohl mich jemand in einem der Ministerien von Pontius zu Pilatus schickt, finde ich Herrn Kuruqagyire schließlich im obersten Stock des „Land’s Building“. Er telefoniert so angeregt, als ginge es um private Börsengeschäfte. Nur Aktenstapel wecken den Eindruck, dass er hart arbeitet. Wer noch Ministerien ohne Computer sehen will, muss sich nach Uganda sputen. Zwischen zwei Telefonaten murmelt er, ich müsse einen schriftlichen Antrag stellen. Eiligst umgarne ich die Sekretärin, und auf einem Blatt Papier stelle ich sofort mein Gesuch auf. Mit der Beteuerung im Ohr, am Montag könne ich die Erlaubnis abholen und am Dienstag ins Gefängnis, beginne ich mein Wochenende. Ich sollte noch öfter gutgläubig sein.



Um die Zeit meiner unfreiwilligen Freiheit zu nutzen, mache ich mich auf die Suche nach Father Kiki vom Orden der „Weißen Patres“. Father Kiki ist einer vom alten Schlag, der noch etwas bewegt hat. Weit in den Siebzigern, erzählt er von Kongo-Schiffen und Großen Seen. Das Funkeln in seinen schalkhaften Augen ist auch nach mehr als vierzig Jahren in Uganda nicht erloschen. Ohne den Faden seiner Erzählung zu verlieren, segnet er mit einem Seitenblick und einem Kreuzzeichen den Rosenkranz eines Mannes, der neben ihm auf die Knie gesunken ist.

Die unwahrscheinlichste Geschichte ist erst eine Woche alt, und der Pater ist davon noch ziemlich mitgenommen. In der Pfarrbibliothek hatte ein Universitätsstudent seinen Freund enthauptet, weil der Zauberer seines Dorfes ihm das nahe gelegt hatte. „Um dich von Aids zu heilen.“ Die Blutspuren an der Wand sind stumme Zeugen der grausigen Tat. Jeder kennt hier Geschichten über

schwarze Magie. Und über Lynchjustiz. Tja, wenn der Justizapparat nicht ordentlich funktioniert, nimmt das Volk das Recht selbst in die Hand. Wehe dem Dieb – und wenn es sich nur um eine Erdnuss handelt –, der erwischt wird! Er wird unter dem beifälligen Gejohle der Umstehenden zu Brei geschlagen. Der eine oder andere kommt mit dem Leben davon, wenn sich ein Polizist einzugreifen traut.



Mister Baker bestellt mich ein drittes Mal zu sich, um den Passierschein für das Luzira-Gefängnis abzuholen. Aber diesmal ist sein Stuhl leer. Ein Kollege behauptet, er sei kurz ausgetreten, ein anderer, er bringe Akten in ein Büro einen Stock tiefer, und ein dritter meint, er sei in die Stadt beordert worden. Ich darf im Zimmer nebenan warten, in dem uniformierte Damen in einem Aktenwald bivakieren. Es riecht nach Papier, die Ordner sind vergilbt, und das Büro birgt die größte Sammlung Eselsohren, die ich je gesehen habe.

„Wenn hier nur kein Feuer ausbricht oder Mäuse auftauchen...“, bemerke ich nüchtern. „Aber nein“, lacht eine der Soldatinnen und feilt sich die Nägel, während eine Kollegin eifrig Ordner wegräumt. „Es hat hier noch nie Mäuse gegeben.“

Ich warte und warte. Es wird fünf Uhr. Alle verschwinden. Ich dürfe, wenn ich wolle, auf Mister Baker warten. Es wird still in der Verwaltungszentrale der Gefängnisse und in allen benachbarten Ministerien. Oder höre ich doch etwas? In einer Ecke des Zimmers – ich hätte es mir denken können – läuft eine Maus!



Heute Morgen, als ich mich zum soundsovielten Male einfinde, nimmt mich Baker zu einem Mann mit, der eine Stufe höher auf der Leiter steht und der mir „das Dokument sofort aushändigen wird“. Aber hier wurde die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

„Sie waren bereits in Luzira? Ohne meine Erlaubnis? Nein, so geht das nicht. Das war eine ernste Fehleinschätzung, Herr Coque,

äh De Cock. A ist A, B ist B, und C ist C“, schnauzt er mich an, sichtlich verärgert, weil ich mich über seine Zuständigkeit hinweggesetzt habe. „Ich brauche ein Papier der belgischen Botschaft, das bestätigt, dass Sie Belgier sind. Aber ansonsten: herzlich willkommen in unseren Gefängnissen.“

Ich gebe mich noch nicht geschlagen; ich gebe zu bedenken, dass ich mehr mit ihm gemeinsam habe, nämlich Mitgefühl mit den Häftlingen, mehr als mit dem belgischen Botschafter, aber er bleibt hart und hält mir die Tür auf. Ich bin entschlossen, ihm zu zeigen, was Effizienz ist – und renne los. Das an sich ist schon ein Phänomen. Ein durchschnittlicher Afrikaner verfällt nur dann in Laufschrift, wenn es anfängt zu regnen, und auch dann nur bis zum nächsten Unterstand. Den Weg zur Botschaft kenne ich. Ich war gestern dort, nachdem ich gehört hatte, ein Belgier säße in einem ugandischen Gefängnis. Das verduzte den Botschafter dermaßen, dass er sich unverzüglich ins Büro seines Kanzlers begab, um der Meldung nachzugehen. Auch diesmal stehen sie mir sofort zur Verfügung. Für kurze Zeit finde ich es herrlich, Belgier zu sein. Nach zwei Worten hat das Diplomaten-Duo verstanden, worum es geht. Höhnisch erkundigen sie sich, ob die ugandischen Beamten mich noch nicht in den Geldbeutel greifen ließen. Innerhalb von zwanzig Minuten bin ich mit einem Brief (mit Wasserzeichen und Stempeln!) in einem schicken Umschlag der belgischen Botschaft wieder bei der Gefängnishauptverwaltung. Und Baker? Lässt seinen Kugelschreiber vor Überraschung fallen.

Aber sein Vorgesetzter weiter oben auf der Karriereleiter schützt eine unerwartete Sitzung vor und wälzt die Akte auf Herrn Kurt ab, einen Berater deutscher Abstammung. In seinem Büro hängen bayrische Fähnchen einträchtig neben Urkunden des ugandischen Rotary-Clubs. Ziemlich bald finde ich Herrn Kurt sympathisch, und dass er mich zum Lunch einlädt, tut der Sympathie keinen Abbruch. Er will natürlich wissen, worum es mir geht. Über die Übernachtung muss er herzlich lachen, aber den Besuch eines Gefängnisses werde er persönlich regeln. Und um seiner Zuversicht Nachdruck zu verleihen, lädt er mich gleich zum offiziellen Startschuss eines nagelneuen Projekts der „Community Services“ heute Nachmittag in einem Hotel außerhalb von Kampala ein. Und ehe ich mich's versehe, stehe ich zwischen dem Vertreter des Justiz-

ministeriums, dem schwedischen Botschafter und einem ganzen Tross von Notabeln in Smoking. Als ich heute Morgen noch die Hoffnung hegte, direkt ins Gefängnis gelangen zu können, hatte ich mich entsprechend gekleidet. Das abgenutzte T-Shirt und die ausgelatschten Basketballschuhe kontrastieren wunderbar mit der Garderobe der anderen. Im Hotelgarten werden Reden gehalten. Das Projekt „Gemeinschaftsdienst“ hört sich vielversprechend an. Um das Problem der übervollen Gefängnisse anzupacken, wird heute ein Alternativprogramm für kleinere Vergehen gestartet. Ein Dieb kann beim Anlegen der Kanalisation helfen; eine Diebin in einem Internat oder einem Waisenhaus als Köchin arbeiten. Am Ende der Show werden drei Debütanten als didaktisches Anschauungsmaterial aufs Podium geschickt. Die „kleinen Kriminellen“, ein Mann und zwei Frauen, von denen eine ein Baby im Arm hält, müssen vor der ganzen Meute gute Führung geloben. Andernfalls kämen sie sofort wieder hinter Gitter. Sie sind jedenfalls ganz nach meinem Geschmack, und während sich die restliche Gesellschaft auf die Cocktails stürzt, blase ich einen Luftballon auf...



Heute, nach einer Woche von Verhandlungen, fahre ich zum Gefängnis von Murchison Bay. Ich habe das Gefühl, als würde ich „nach Hause kommen“. Blöd, aber ich kann das Gefühl einfach nicht unterdrücken. In bester Stimmung nehme ich ein *Boda-Boda*, ein Taxi-Moped. Ganz geheuer ist mir allerdings nicht. Von einem Helm haben sie hier noch nie gehört. Der Fahrer will seine Fahrkünste demonstrieren und obwohl ich versuche, ihn mit der Bemerkung, ich käme aus dem Land des Motorradweltmeisters Eric Geboers, zu veranlassen, etwas weniger schnell zu fahren, hört er nicht, was ich ihm ins Ohr brülle. Welcher Geist des Waldes hierfür verantwortlich ist, weiß ich nicht, aber mir fällt ein Stein vom Herzen, als unser Stahlross auf halber Strecke zu lahmen beginnt und schon bald seinen Geist aufgibt. Aber auch mein Fahrer hat seine hilfreichen Geister. Er öffnet den Tankdeckel, das heißt, er zieht eine zusammengeknüllte Plastiktüte aus dem Loch, bläst kurz hinein, und schon rasen wir wieder durch die Straßen von Kampala.

„*Muzungu*, bye“, rufen Dutzende von Kindern. Hier ist der Bereich, wo die Wärter und ihre Familien wohnen. Von einem „symbiotischen Verhältnis zwischen ihnen und den Häftlingen“ hatte Kurt gesprochen. Hier waschen, kochen, gärtnern die Gefangenen. Freiwillige Arbeit, um nur etwas zu tun zu haben.

Ich werde von Mister Moses empfangen, dem Gefängnisdirektor; er ist zwanglos gekleidet, und sein Gesicht ist die schwarze Ausführung von Johannes XXIII. Ich höre ihm gerne zu, er trägt das Herz auf der Zunge und hat ein Herz für die Häftlinge. Mit seinem bedingungslosen Plädoyer für die Abschaffung der Todesstrafe hat er sich die Kritik seiner Kollegen zugezogen. „Wie kann man von einem Volk erwarten, dass es nicht tötet, wenn der Staat es selbst tut?“

Moses lässt mir alle „Freiheit“, ich könne überall hingehen. „Wir haben nichts zu verbergen“, sagt er nicht ohne einen Anflug von Stolz. Aber er macht auch keinen Hehl daraus, dass die Gefängnisse im Inland eine Schande seien. Er zählt auf: Überbelegung, Jugendliche zusammen mit Erwachsenen, Schwerstarbeit, Folter, kaum Ausbildungsplätze und Entspannungsangebote.

Das System muss hier in Murchison Bay doch funktionieren! Wie sonst ließe sich erklären, dass 11 Wärter 1481 Häftlinge im Zaum halten sollen. „Wegen des Personal mangels geben wir einigen Gefangenen Training in Beratung.“ Dies ist höchst interessant. Denn wer wüsste besser als ein Häftling, was es bedeutet, von seiner Familie getrennt zu sein, auf Sexualität verzichten zu müssen, in Unsicherheit zu leben und endlos auf ein Urteil zu warten? Einer dieser Häftlinge in gelber Uniform trägt auf seinem Hemd die Aufschrift „Schuldirektor“. Er ist einer der Therapeuten. „Jeden Tag“, erzählt er mir, „können die Gäste unseres Pavillons an einem Gruppengespräch teilnehmen. Sie wählen das Thema selber aus: Familie, Einsamkeit, die sich hinschleppenden Gerichtsverfahren.“

Die Anlage wurde 1957 gebaut, als die Briten noch das Zepter schwangen. Schon damals war es ein Gefängnis mit relativ niedriger Sicherheitsstufe für kleinere Kriminelle. Sie sind auf Baracken verteilt und verwalten sich selbst. Die Atmosphäre ist in der Tat entspannt. Der eine arbeitet in der Küche, der andere in der Tischlerei. Wieder andere lernen schweißen oder arbeiten im Gemüsegarten. Es gibt sogar welche, die auf Affenjagd gehen.